

Aus meinen „Aquarianermemoiren“: Reinfälle, oder: So nass ist Wasser

Ich denke, jeder Junge ist mal in einen Teich gefallen. Jedenfalls hoffe ich das. Es ist kein angenehmes Erlebnis, aber es muss wohl sein. Ob man auch noch als erwachsener Mann, sogar als Endfünfziger, in einen Teich fallen sollte, steht auf einem anderen Blatt. Eigentlich hat man es dann nicht mehr nötig. Bei mir geschah es trotzdem. Aber auch vorher machte ich schon meine nassen Erfahrungen.

1. Wasserflohfang am Schwächenteich

Meine erste Begegnung mit dem Hineinfallen geschah nur in der Rolle des Zuschauers.

Es gibt in Göttingen den „Schwächenteich“ neben dem Wall beim Albanifriedhof. Das heißt: Eigentlich gab es damals sogar zwei Schwächenteiche, den kleinen und den großen. An den kleinen kann ich mich nur dunkel erinnern; nach dem Krieg war er eine wassergefüllte Senke neben dem großen Schwächenteich. Eines Tages war das Wasser weg und die Senke war viel flacher geworden. Man hatte sie einfach verfüllt. Seitdem ist da eine flache Grasmulde im „Cheltenham-Park“.

Aber den großen Schwächenteich gibt es noch heute. Er liegt neben dem Areal des kleinen und ist ein großes, stellenweise von einer Mauer eingefasstes Rechteck. Auf der Mauer steht ein alter Eisengitterzaun, so dass der Normalmensch nicht in den Teich fallen kann, der einen guten Meter unter dem Mauerkronniveau liegt und recht tief ist.

Dieser Schwächenteich, der im Sommer ordnungsgemäß Heimstatt eines Höckerschwanenpaares und einiger Enten ist, war damals, in den fünfziger Jahren, beliebter Wasserflohfangteich der Göttinger Aquarianer. Einige von diesen hatten das Privileg, einen Schlüssel für das alte Eisengittertor zu besitzen, das einziger Zugang zum Inneren war, und man musste dort hinein, wenn man, auf der Mauerkrone stehend, Wasserflöhe keschern wollte. Dort sah ich sie auf dem Schulweg jedenfalls oft stehen, einen Eimer neben sich, und ihre Achten im Wasser ziehen. Die Ausbeuten schienen stets beachtlich zu sein. Also nahm ich mir vor, mal davon zu profitieren.

Ich packte also zu den Schulbüchern ein Marmeladenglas in den Ranzen und dann, auf dem Rückweg nach Hause, war es soweit: Da stand wieder einer. Ich trat an den Eisengitterzaun bei ihm und bat, das Glas durchs Gitter steckend: „Onkel, kannst Du mir ein paar Wasserflöhe abgeben?“ „Na Junge, haste Glück baa mich, mach ich doch. Kriegste aber nur wenije raan in das klaane Dingen! Wieville Fische haste denn?“ „Nur vier“. „Na, denn raacht das ja.“

Der nette Mann nahm also mein Glas durch den Zaun entgegen, drehte sich etwas schwungvoll auf dem schmalen Steinrand um, blieb dabei mit seinem Kescher im Zaun hängen und stolperte ... ins Wasser. Es platschte ordentlich, denn der Wasserstand lag bekanntlich etwa einen Meter unter der Steinkante und der Schwächenteich war (und ist) ziemlich tief, vielleicht zwei Meter oder mehr. Ich weiß nicht, wer von uns beiden sich mehr erschrocken hat, er oder ich. Er sicherlich, aber ich spürte fast Panik. Wenn der jetzt ertrinkt, schoss es mir durch den Kopf, bist Du schuld! Vielleicht bist Du sogar ein Mörder!! Ich glaube, ich hatte gar nicht Mitleid mit dem pitschnassen zappelnden Mann da im Teich, sondern ich hatte einfach Angst.

Er fluchte natürlich, schwamm ein Stück und kroch dann an einer nahen Stelle mit hervor tretenden Steinen und einigen Löchern in der Wand wieder heraus, schimpfte noch mal ordentlich, aber nicht auf mich, und hat mir mein Glas dann trotz nasser Hose und völlig durchweichtem Hemd noch richtig mit Daphnien vollgekeschert! Ich war ganz bleich und stammelte nur meinen Dank. Dann nichts wie nach Hause, schnell weg hier. Dort habe ich dann natürlich mein tolles Erlebnis gleich mehrmals erzählt.



Unbeschwerter Wasserflohfang (Abb. aus Schaller 2004).

2. Molche im Teich an der Weißen Wand

Als ich elf war, bekam ich zu Weihnachten einen alten „Schmeil“. Er wurde mein Lieblingsbuch. Das kleine Kapitel über den Bartgeier, den „größten Raubvogel der Alten Welt“, wie es dort hieß, verschlang ich vielleicht hundert Mal. Dort stand auch, dass er in den Alpen ausgerottet wurde. Damals begann ich die Jäger kritisch zu betrachten, und heute freue ich mich über die erfolgreiche Wiederansiedlung des Bartgeiers in den Alpen. Aber es gab noch weitere Kapitel im „Schmeil“, die ich liebte. Zum Beispiel den Anhang: „Das Aquarium und das Terrarium“. Ein Aquarium hatte ich schon, jetzt brauchte ich ein Terrarium. Molche wollte ich halten. Dazu musste ich sie aber erst einmal fangen. Diesmal fiel ich in den Molchteich selbst hinein. Und das kam so:

Herr Chluba, der Mieter vom Erdgeschoß, ein pensionierter Eisenbahner aus Schlesien, hatte mir tatsächlich ein Terrarium gebaut. Aus einer Holzkiste, wie es im „Schmeil“ empfohlen worden war. Aber ziemlich komfortabel: rechts und links je eine große aufklapp- und verriegelbare Tür mit Fliegendrahtgeflecht bespannt, oben eine große abhebbare Glasscheibe in einer Holznut liegend. Vorn und hinten große, fest eingesetzte Glasscheiben, der Bodenbereich eine zehn Zentimeter hohe Holzkannte. Es wurde mit Erde, Steinen, einer flachen rechteckigen Blechdose, in der Sprotten verkauft worden waren, als Wasserbecken, und einigen Pflanzen aus unserem Garten eingerichtet. Für mich war es das schönste Terrarium der Welt. Ich kannte auch kein anderes. Erst bei der viel späteren Entrümpelung meines Elternhauses wurde es „entsorgt“.

Ich brauchte also Molche. Ich wusste: es gibt sie im Göttinger Wald. Dort, in den beiden Teichen an der „Weißen Wand“, einem Waldweg mit vielen Birken, lagen zwei Tümpel. Der erste klein und schattig gelegen, fast ohne Wasserpflanzen, der zweite etwas dahinter, etwas größer und lichter gelegen, völlig verkrautet. Erst habe ich es bei diesem versucht. Ich wurde aber gestört von einem Mann in grüner Lodenkleidung, mit Stiefeln und einem Gewehr. Er fragte mich im schönsten Göttinger Dialekt: „Junge, was machse'n da?“ Ich antwortete schüchtern und nicht allzu laut: „Ich fange Molche.“ „Wa? Was mach'se? Was'n für Molche?“ Ich dachte, jetzt musst du besonders deutlich sprechen und ich sagte mit der klarsten Aussprache, zu der ich fähig war und auch etwas lauter: „Ich fan-ge Mol-che. Berg-molche soll es hier geben.“ „Wa? Was'n für Molche, sach nochma!“ Ich versuchte, besonders deutlich zu sprechen: „Berk-molche, Berk-molche.“ Er schaute verständnislos, einen Moment aber nur. Dann hatte er mich verstanden. Sein Gesicht hellte sich auf und er sagte: „Ach Berchmolche, ja denn sach das doch gleich, Berchmolche. Aha.“ Und dann trollte er sich.

Da ich aber weder Berchmolche noch Berg- oder Teichmolche an dieser Stelle fing, ging ich zum anderen Teich zurück, der mir nicht so vertrauenerweckend aussah, da er so schattig lag und die Ufer alle steiler waren. Das sahen aber die Bergmolche ganz anders, denn kaum hatte ich dort einige Minuten gewartet, sah ich schon die ersten beim Luftholen. Und nach vielleicht fünfzehn Minuten hatte ich auch schon drei oder vier beiderlei Geschlechts im Kescher und in meinen Gläsern. Weil man aber als erfolgreicher Fänger nun Blut gelect hat, war es schwer aufzuhören. Besonders die steile Uferstelle da drüben war offenbar gut, denn dort kamen immer mehrere Tiere hoch zum Luftholen. Ich ging dort also hin, sie war ziemlich steil. Ich hielt mich mit der linken Hand an einem dünnen Baum fest und ließ mit der rechten den Kescher niedersausen. Und da sauste ich dann mit. Es ging ganz schnell.

Ich war am lehmigen Steilufer beim Kescherschwung ausgerutscht und stand nun bis fast zum Po im Teich, dessen Boden genau so lehmig war wie das Ufer. Aber fast noch schlimmer als die Tatsache war die andere, dass ich auch mein eines Molchglas mit den mühsam erbeuteten *Triturus alpestris* wieder mit hineingestoßen hatte und nur noch das andere am Ufer stand mit einem einzigen Bergmolchpaar. Zwar hatte ich damals noch keine langen Hosen an, aber auch die kurze war erheblich nass geworden. Damit musste ich jetzt durch die ganze Oststadt nach Hause gehen und dann würde das Geschimpfe losgehen ... Wieder herausklettern aus dem Teich war nichts dagegen; anschließend kam der schwierige Teil.

Zum Glück war es sonnig und warm, als ich aus dem Wald herauskam, war zwar die Hose noch nicht ganz trocken, aber auf dem besten Wege dazu. Und als ich mit etwas Bummelei zwanzig Minuten später zuhause ankam, war sie fast trocken. Und meine Mutter war nicht da! Wunderbar! Die Molche kamen in das schöne Terrarium von Herrn Chluba und ich sagte nichts, als meine Mutter nach Hause kam. Dummerweise wurde ich dann aber am nächsten Tag krank. Das war damals so, wenn ich nass wurde, wurde ich meistens krank. Meine Mutter argwöhnte natürlich etwas, aber ich stritt es ab. Na ja, ein paar Tage später waren Schnupfen und Husten auch wieder fort. Ich jedenfalls hatte meine Göttinger Äquatortaufe hinter mich gebracht, war beim Reinfallen nicht mehr nur Zuschauer, sondern konnte jetzt mitreden. Eine sehr wertvolle, wahrscheinlich unersetzliche Jungenerfahrung.

3. Elritzen fangen

Auch in ein Fließgewässer kann man hineinfallen. Ich machte die Erfahrung, dass dies etwas anders ist als bei einem Teich, am kleinen Flüthebach in der Nähe des Kiessees in Göttingen. Es gibt ihn heute noch, aber er ist nur noch eine armselige kanalisierte Rinne verglichen mit dem natürlich belassenen kleinen Bachlauf damals. Ich glaube nicht, dass noch ein einziger Fisch dort leben kann.

Damals war es ein wunderbarer, natürlicher kleiner Bachlauf. Ich hatte beim Herumstromern gesehen, dass kleine Fischschwärme dort vorkamen. Dumm wie ich war, hielt ich sie zunächst für Stichlinge. Tatsächlich aber waren es Elritzen (*Phoxinus phoxinus*), aber das merkte ich erst später, als einige von ihnen in meinem Aquarium schwammen und mein Onkel Leo vorbeikam, der es mir sagte. Onkel Leo kannte sich aus, auf ihn war Verlass. Bevor es aber so weit war, mussten sie noch gefangen werden. Das war schwieriger, als zunächst gedacht. Ich besaß keinen guten Kescher, nur ein selbst gebasteltes Etwas aus einem ausrangiertem Nylonstrumpf meiner Mutter. Immerhin: Befestigt an einem leicht krummen Holunderast aus unserem Garten nannte stolz ich ein solches Fischfanggerät mein eigen.

Der Weg von der Bühlnstraße zum Flüthebach war ziemlich weit, einmal quer durch die Stadt. In einem Täschchen führte ich noch ein Weckglas mit mir, in dem ich meine Beute heimbringen wollte. Es war ja lange vor der Zeit der Plastiktüten. Als ich beim Bach ankam, lief ich gleich zu der Stelle, wo immer die Fischchen zu sehen waren. Ja, da waren sie wieder. Aber ich musste auch vorsichtig sein, denn mein Schatten verscheuchte sie mehrfach. Und so kam es, dass die Stelle, wo es mir am aussichtsreichsten erschien, ausgerechnet das Steilufer war, das sich bei einer kleinen Bachkrümmung gebildet hatte. Immerhin war es nicht zu steil für mich; mein Kescherstiel war lang genug.

So glaubte ich wenigstens. Die ersten Fischzüge brachten keine Ergebnisse. Ich musste doch noch etwas näher heran. Zum Glück kamen die Fische immer wieder an diese Stelle zurück, auch wenn ich sie gerade verscheucht hatte. Es war dann beim dritten oder vierten Fangversuch, nachdem schon vier Fischchen in meinem Glas schwammen, dass ich, mich zu sehr streckend, hineinfiel in den Bach.

Anders als im Waldteich war das Wasser hier viel kälter. Und die Strömung war ganz beachtlich. Ich tappste gegen sie an, um zu der Stelle zu gelangen, wo das Ufer wieder flacher wurde, denn hier gab es nichts, woran ich mich herausziehen konnte. Zum Glück war wieder niemand in der Nähe, denn ich hätte mich bodenlos geschämt. Ich kam mir vor wie ein Dummkopf: fällt einfach in den Bach! Es waren die Bewertungen meiner Mutter, die sich in meinem Kopf breit machten. Ich hatte mich schon selber ausgeschimpft, als ich endlich an die flache Stelle kam und einigermaßen bequem hinaussteigen konnte: nass

von unten bis oben. Zum Glück schien die Sonne. Jetzt erstmal trocknen. Und morgen nicht gleich wieder kark werden. Vom Fischekeschern hatte ich die Nase voll. Immerhin vier Fische. Das reichte. Durch die Stadt nach Hause ging es immer noch halbnass. Anfangs hinterließ ich noch wässrige Spuren. Einige Leute lachten. Ich schämte mich bodenlos.

Danach bin ich nicht mehr in Teiche oder Bäche hineingefallen – bis ich Ende fünfzig war. Dann musste es wohl doch noch einmal sein.

4. Fast im Gartenteich ertrunken

Unser Gartenteich – es gibt ihn immer noch – ist ein Folienteich und enthält etwa 15.000 Liter Wasser. Er hat einen ungefähren Durchmesser von gut 6 Metern und in der Mitte eine besonders tiefe Stelle von etwa einem Meter fünfzig.

Jeder Gartenteichbesitzer kennt das: Man kann die Nährstoffanreicherung kaum verhindern. Wenn große Bäume in der Nähe waren, wie bei uns eine vielhundertjährige Linde, dann geht es wegen des Laubfalls noch schneller mit der Verlandung. Die ersten Jahre nimmt man das vielleicht noch gern hin, denn der Teich wird pflanzenreicher und geheimnisvoller von Jahr zu Jahr. Aber irgendwann ist es dann wirklich so weit und man muss ihm zu Leibe rücken.

Es war ein schöner, warmer Tag im September, wo dies geschah. Ich sammelte alle erdenklichen kräftigen Schneide- und Sägegeräte, Brotmesser und Fuchsschwänze, zog meine Wathose an und stieg ein. Ich wusste, was mich erwartet, denn ich hatte es an einer kleinen Stelle früher schon einmal versucht: Eine dicke verfilzte Schicht von Wurzelwerk, Rhizomen, Blättern und Pflanzenstielen musste in handliche kleine Portionen zerschnitten und hinausbefördert werden. Zwar war unser junger Gartenhelfer ebenfalls da, aber er machte sich am Kompost zu schaffen. An den Teich durfte er sowieso nicht mehr, denn sein Versuch, den Wurzelfilz klein zu schneiden, war ein Jahr zuvor gründlich schief gegangen: Er hatte mehrere Schnitte in die Folie gemacht, die wir nur mühevoll wieder hatten reparieren können. Also musste ich selber ran.

Stellenweise war die Wurzelfilzmatte fast dreißig Zentimeter dick, ich schnitt und sägte im Akkord. Vor allem wollte ich auch den Tiefwasserbereich in der Mitte wieder freilegen, der mittlerweile von einer schwimmenden Pflanzenmatte verdeckt war. Ich arbeitete mich also schwitzend zum Teichzentrum vor, wohl wissend, dass es dort plötzlich steil bergab ging. Ich fühlte, so gut es ging, ob ich noch auf fast ebenem Grund stand; die Steilkante war gut spürbar. Aber dann passierte es eben doch. Die Folie war glatt, ich zog einen dicken Pflanzenfilz aus der Mitte zu mir heran, da verlor ein Fuß den Halt und – rutschte nach innen. Man konnte sich nirgends festhalten, es gab kein Halten mehr, beide Beine voran rutschte ich rücklings in die tiefe Mitte. Da ich schräg hineinfuhr, schlug kurzzeitig das Wasser über meinem Gesicht zusammen. Ich schluckte, warf meinen Fuchschwanz weit weg und ruderte mit den Armen im Rückwärtsgang. An einen Grünfrosch kann ich mich noch erinnern, der etwas entfernt von dannen strebte. Ich lag in unkomfortabler Position in meinem Gartenteich.

Das Problem war, wieder herauszukommen. Alles war glatte Folie. Meine Füße fanden in der Tiefe keinen Halt. Noch einmal schlug das Teichwasser über meinem Gesicht zusammen. Heute abend hatte ich Vorlesung. Ich sah schon meinen Assistenten vor mir, der den Studenten verkündete, dass ihr Professor leider heute nachmittag in seinem Gartenteich ... Dann kam unser Gartenhelfer zur Hilfe. Er hatte wohl das Planschen gehört, das unnatürlich klang. Um Hilfe habe ich nicht gerufen. Er rannte und holte den langen Apfelflücker. Den reichte er mir und ich war, nach einer weiteren Viertelminute gerettet. Die Vorlesung fand pünktlich statt. Ich überlegte nur kurz, ob ich den Studenten etwas erzählen sollte. Natürlich tat ich es nicht.

Literatur:

Schaller, E. (1970, Reprint 2004): Boshafte Aquarienkunde. - Ulmer, Stuttgart, 104 S.

Adresse des Autors:

Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Finke, Universität Bielefeld, Telgenbrink 79, D-33739 Bielefeld; peter.finke@t-online.de